

182

Paul Parin

Buchbesprechung: Muschg, Adolf: Literatur als Therapie? Ein Exkurs über das Heilsame und das Unheilbare.

Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1981. Kt., 204 S., 10 DM.

Literatur als Kunst und Psychoanalyse haben viel miteinander zu tun. Daraus ergeben sich zwei Fragen, die sich jedem Psychoanalytiker früher oder später stellen und auf die es richtigerweise keine einfache Antwort geben kann. Die erste Frage ist die: Kann und soll man Schriftsteller und Dichter, die eine Analyse wünschen, analysieren? Ein praktisch-klinisches Problem, das zu lösen die theoretische Grundlage erst zu finden wäre. Sigmund Freud (1960, S. 413) hat sich dazu ganz bestimmt geäußert, wie es für klinische Entscheidungen nötig ist. Er schrieb am 27. Juni 1934 in seinem berühmten Brief an ein »Sehr geehrtes Fräulein« : »Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine Analyse die Unmöglichkeit ergibt, eine künstlerische Tätigkeit fortzusetzen. Das ist dann nicht die Schuld der Analyse, es hätte sich auf alle Fälle herausgestellt, und es ist nur ein Vorteil, davon rechtzeitig zu erfahren. Wenn aber der Trieb zur Kunst stärker ist als die inneren Widerstände, so wird die Leistungsfähigkeit durch die Analyse nur gesteigert, nie erniedrigt.« Der Ansatz zur Metapsychologie des literarischen Künstlers ist wohl im Verhältnis des »Triebs zur Kunst« zu den »inneren Widerständen« gegeben.

Die zweite Frage ist eine zuerst theoretische, die jedoch zu vielfältigen praktischen Folgen führt: Wie verhält sich die Psychoanalyse als Wissenschaft und als Therapie zur Literatur? Mit diesem Problem hat Freud sich seit Beginn seiner Entdeckungen befaßt, seit der Verwendung des Ödipusdramas zur wissenschaftlichen Erklärung unbewußter Konflikte und seit er dessen gewahr wurde, daß seine Krankengeschichten »wie Novellen zu lesen« seien (Freud, 1895, S. 227).

Seither könnte man mit Beiträgen zu dem Thema Bibliotheken füllen. Wie lebendig und dabei doch ungelöst die Frage geblieben ist, kann man allein daraus ersehen, daß neben den tiefeschürfenden Werken von Kurt Eissler, den sinnvollen Untersuchungen von Peter Dettmering, Johannes Cremerius u. v. a. noch heute Artikel zu literarischen Problemen erscheinen können wie der von Gunter Mecke, der glauben machen will, die psychoanalytische Methode sei der Schnüffelei des Kriminologen aus der Werkstatt schlechter Kriminalroman-Schreiber gleichzusetzen.

Adolf Muschg hat die Frage nach »Literatur als Therapie?« zum Titel von 66 kurzen Essays genommen, die äußerlich zusammengefügt und locker abgeleitet sind von Notizen zu einer Gastvorlesung für Poetik, die der Autor im Januar/Februar 1980 an der Frankfurter Universität gehalten hat. Er ist sich der Vielfalt und Uferlosigkeit seines Themas bewußt und bezeichnet seine Arbeiten in der Vorbemerkung als »Dickicht«. Ich aber behaupte, und darum empfehle ich das Buch, daß es für Analytiker den richtigen Wegweiser im Dickicht der Entdeckungen und Meinungen über die beiden nach Namen und Absicht getrennten, untergründig und oberflächlich miteinander verbundenen und ineinander verstrickten Phänomene gibt. Weit über ihre erste Bedeutung als differenzierte Kulturerscheinungen hinaus, ist der Literatur und der Psychoanalyse heute die obligat undankbare Rolle zugefallen, Leitgedanken für eine Anthropologie zu stiften, an der sich Religionslehren und Philosophien bisher mit einer der Danaiden würdigen Erfolgsquote versucht haben.

Die Brauchbarkeit und der Nutzen der Versuche von Muschg liegt für den

183

Psychoanalytiker darin, daß der Autor weder Konsequenz noch Zusammenhang seines Diskurses anstrebt, aber viele Wege zu genügend klaren Einsichten eröffnet. Mit anderen Worten: wenn man seiner Darstellung folgt (wegen seiner genauen und schönen Prosa ohnehin ein Vergnügen), darf und muß man immer wieder anhalten, um eigene Erfahrungen aus Lektüren und Analysen neu zu ordnen und zu verstehen; auch bittere Erinnerungen an Denkhindernisse, Verwirrungen und therapeutische Mißerfolge.

Der Autor ist von einer Kompetenz, der wir uns um so leichter anvertrauen können, weil er so schreibt, wie wir in unserer täglichen Arbeit zu denken gewohnt sind: »Was ich Ihnen über Literatur vortrage, würde nicht sachlicher dadurch, daß ich mein persönliches Interesse unterschlage, nur undurchsichtiger. Natürlich entspricht, wovon ich hier rede, meiner Erfahrung; sonst lohnte es sich nicht, davon zu reden« (S. 85). Er geht ohne Idealisierungen und Vorurteile an die Kunst heran, wie wir gemäß Freuds Empfehlungen an Analysanden herangehen sollten (der »Kunst« gegenüber blieb der Meister doch stets in Ehrfurcht befangen) : »Das Kunstwerk hat keine Moral, aber es ist eine – darum stößt die sittliche, auch die sexual-moralistische Kritik an ihm ins Leere« (S. 46). Daß die Kompetenz des Autors als Kenner der Psychoanalyse an die des Schriftstellers heranreicht, möchte ich behaupten. Um das zu illustrieren, nur ein aus dem Zusammenhang eines knappen Diskurses gerissenes Zitat: »Vielleicht geht Alice Millers Entlastung vom ödipalen Schema, ihre Apologie des narzißtisch >Gestörten</Begabten nicht weit

genug. Sie ersetzt die Maschine Freuds nur durch eine weniger unerbittliche, eine Draht- durch eine Plüschmutter« (S.117).

Das Engagement des Autors für sein Thema stammt, wie könnte es anders sein, aus eigenem Leiden. Das Besondere ist, daß er es, zumindest in diesem Buch, so ernst nimmt wie das allgemeine Thema, von dem er sagt: »Nur wenn dieses >privat< genug herausgekommen sein sollte, wäre es verbindlich genug« (S. 99).

Es wäre sinnlos, wollte ich zusammenfassen, was sich aus der ganzen Untersuchung ergibt. Ich habe bereits angedeutet und möchte es noch einmal deutlich sagen: Jeder psychoanalytische Leser wird zu *seiner* Praxis, zu *seiner* Metapsychologie und *seinem* Verhältnis zur Kunst ein Stück Klarheit dazugewinnen. Dann mögen die persönlichen Probleme des Autors zurücktreten, auf ihn zurücksinken. Das Allgemeinere wird uns weiter beschäftigen.

Das ist mir so gegangen. Ein Gedanke etwa läßt mich seit der Lektüre nicht mehr los. Wenn wir den Sinn der Analyse darin sehen, daß sich das Ich erweitern soll (mit all den bekannten Implikationen größerer Autonomie gegenüber dem Über-Ich, gesteigerter Offenheit gegenüber Es-Ansprüchen, klarerer Wahrnehmung der Realität, einer Revision erstarrter Abwehr usf.), so ergibt sich eine seltsame Parallele, Ähnlichkeit, Übereinstimmung oder bloße Analogie zum literarischen Werk. So wie das »Ich« zum Kriterium der gelungenen Analyse genommen werden kann, ist das Gelingen des Kunstwerks als solches, seine Qualität als Kunstform das Kriterium der Literatur. Im spielerischen Wechsel und Austausch finden beide, die unendliche Analyse und der Schriftsteller, einen erweiterten Zugang zur Wirklichkeit, zur psychischen und zur materiellen Realität, zu den Menschen und zur sozialen Welt. Vergangenheit wird einbezogen, die Zukunft, mit aller Unsicherheit und Gefahr, die in

184

ihr liegt, wird eröffnet, auch da, wo beides nicht ausdrücklich genannt ist. Der Konflikt wird nicht erspart, er wird bewußt gemacht. Ein Prozeß, der kulturelle wie der analytische, wird in Gang gebracht. Gibt nicht das literarische Werk die legitime Hoffnung auf Veränderung einer in ihren Widersprüchen erstarrten Zivilisation? Ist es nicht das gleiche gemeine gesellschaftliche Elend, das die Grenzen literarischer und analytischer Wirkung bestimmt?

BIBLIOGRAPHIE

Cremerius, J. (1981): Die ödipal verkleidete präödipale Liebe oder Feydeaus professionelles Mißverständnis. Psyche, 35,253-267.

Dettmering, P. (1969): Dichtung und Psychoanalyse (I. und II.). München (Nymphenburger Verlagsanstalt) 1974.

Eissler, K. R. (1971): Discourse on Hamlet and HAMLET. A Psychoanalytic Inquiry. New York (Int. Univ. Press).

Freud, S. (1895): Studien über Hysterie. GW I, 75–312.

– (1960): Briefe 1873–1939. Frankfurt a. M. (Fischer).

Mecke, G. (1981): Der Jäger Gracchus: Kafkas Geheimnis. Psyche, 35, 208-236.